

wa gehört doch sicher zu dem bloßen Wissen von Verfahren, die der Meisterrung des Ablaufs des Wertumlaufs dienen, und doch wird sie zwar nicht in ihren Methoden, wohl aber hinsichtlich ihrer Objekte entscheidend durch Forderungen der betrieblichen Sozialpolitik beeinflusst (bei der Ford Motor Co in Detroit soll beispielsweise die Altersgliederung der Arbeiterschaft einem Querschnitt durch das Alter der ganzen Gemeinde entsprechen).

Die praktischen Auswirkungen einer solchen Betriebswirtschaftslehre sind verschiedener Art. Unabhängig von der Wirtschaftsverfassung treten im Betriebe menschliche Spannungen auf, und ihre von genauer Sachkenntnis und christlichem Geist getragene Ausschaltung, die Wiederherstellung der personhaften Würde der Arbeit, trägt zur christlichen Sinndeutung des Lebens aus vertiefter Arbeitsfreude und zur Erhöhung der Leistung in gleichem Maße bei.

An den Nahtstellen zwischen Betriebs- und Volkswirtschaft übt dagegen die „festgewordene Wirtschaftsweise“ einen gewissen Zwang auf den Einzelmenschen aus und es kann sich die Identität des ethisch Gebotenen mit dem wirtschaftlich Richtigen nicht ungehemmt durchsetzen. Hier werden Nahziele für das wirtschaftliche Handeln aufgestellt, die in der Richtung auf das Endziel liegen. Der Erfolg solcher Bemühungen wird aber ebenfalls nicht ausbleiben; denn der Zusammenhang der Betriebe untereinander führt von selbst dazu, daß alles Handeln dahin neigt, auch für die verbundenen Betriebe und schließlich auf die Volkswirtschaft angewandt zu werden.⁶ Reinmar Fürst.

⁶ Eine vorzügliche Einführung in die hier umrissenen Fragen bietet die soeben erschienene Schrift von Prof. Dr. Wilhelm Kalveram „Der christliche Gedanke in der Wirtschaft“ (133 S., Köln 1949, Bachem, DM 2.60) in ihren acht Teilen: Einordnung des wirtschaftlichen Bereichs in die Ganzheit des menschlichen Einzel- und Gemeinschaftslebens; Messung und Wertung wirtschaftlicher Leistungen; Die Arbeit als Produktionsfaktor; Preisgerechtigkeit; Eigentumsbildung durch Anteil am Wirtschaftsertrag; Berufsarbeit und Persönlichkeitsentfaltung;

Zu neuen Frankreichbüchern

I

In die Geschichte eines Volkes hineinzuschauen, ist eine der besten Weisen, es kennenzulernen. Zu solchem Einblick bietet sich die „Geschichte der französischen Nation“ von Charles Seignobos an, die nunmehr in deutscher Übersetzung vorliegt.¹ Sie bietet auf knapp 350 Seiten viel Aufschlußreiches und rechtfertigt ihren Titel einer „Histoire sincère“, insofern sie jedes Pathos vermeidet und beherzt manchen Lieblingsgedanken französischer Schulbücher über den Haufen wirft. Die „natürlichen Grenzen“ werden ebenso bei ihrem wahren Namen genannt wie die Kriege Ludwigs XIV. Dem germanischen Element im Norden wird ein entscheidender Einfluß auf die Entstehung der französischen Kultur eingeräumt. Freimütig werden die Beiträge verzeichnet, die Frankreich in der Renaissance von Italien, in der Reformationszeit von Deutschland, während der Aufklärung von England, und im Ringen um die Menschenrechte von den Vereinigten Staaten empfangt.

Es bleibt genug übrig, was Frankreich seinerseits dem Abendland vermittelt hat. Man denkt an ein Wort von Leopold von Ranke: „Unter den neueren Völkern hat keines einen mannigfaltigeren und anhaltenderen Einfluß auf die übrigen ausgeübt als das französische.“ Gerade beim Lesen einer so gerafften Darstellung kommt einem zum Bewußtsein, wie viele Antriebe von dem beweglichen und reichbegabten Volk der Gallier ausgegangen sind: Fabliaux und das Singen der Troubadoure, die Bewegung von Cluny, die Kreuzzugs-idee und der neue Baugedanke der Gotik, das Rittertum, die höfische Sitte und der Frauendienst.

Marktwirtschaft oder Zwangswirtschaft? Ein christliches Ordnungsbild der Gesellschaft. — Die Schriftleitung.

¹ Bad Kreuznach, J. Kohl. Geb. DM 12.80. Die erste französische Ausgabe erschien 1933 als „Histoire sincère de la Nation française“ bei den Editions Rieder, Paris.

Immer wieder tritt als ein „dem französischen Leben eigener Zug“ in Erscheinung: „die ausschlaggebende Rolle der Frau. Sie war es, die im 19. Jahrhundert die Mode in der Politik bestimmte, wie sie im 12. Jahrhundert die Lebensart und im 17. die Literatur entscheidend beeinflusst hatte“ (236; vgl. auch 108f.). — Daß die moderne Kunst und Literatur, daß unsere Küche und Mode ohne Frankreich kaum denkbar ist, braucht nicht hervorgehoben zu werden.

Mancher wird bei Seignobos zum ersten Mal in dieser Klarheit erfahren, wie sich heute die rassistischen Ursprünge des französischen Volkes darstellen. Lateinisch ist seine Sprache, nicht sein Blut. Auch die Kelten sind Einwanderer, aber erst recht die Römer und die Franken. Diese an Zahl gar nicht immer starken Zuströme wurden von der viel älteren, sesshaften und bäuerlichen Schicht vor allem Mittelfrankreichs aufgesogen, die durch alle Mischungen und Überdeckungen hindurch den französischen Charakter mit bestimmt. „Die Franzosen sind ein Mischvolk; es gibt keine französische Rasse, auch nicht einen französischen Typus“ (23). „Es ist daher falsch, wenn die französischen Schulbücher lehren: Die Gallier, unsere Altvorderen, waren groß und blond“ (24).

Die ethnisch-geographischen Gegebenheiten sind nicht die einzigen. In sie eingebettet und an sie gebunden sind, wie es Teilhard de Chardin klassisch formuliert hat, „geistige Bestimmtheiten und idealistische Tendenzen, die eine besondere Geisteshaltung formen. Doch ist dieser Komplex wieder nicht unbeweglich. Er wandelt, entwickelt, differenziert sich im Lauf der Geschichte. Es ist ein Gesamt von ethnischen, politischen und geistigen Zügen, die man in eins und zugleich in Bewegung sehen muß, will man den französischen ‚Zweig‘ (der Menschheitsfamilie) umspannen, ohne seine biologische Fülle zu verstümmeln.“²

² Les unités humaines naturelles. Essai d'une biologie et d'une morale des races. Études T. 240 (5. VII. 39) 16.

So entwickelt sich im Lauf der Geschichte doch etwas, das man den Charakter des Durchschnittsfranzosen nennen kann. In ihm sind nach Seignobos bei aller individuellen Verschiedenheit etwa folgende Züge enthalten: „Der Mann des Volkes, Bauer, Handwerker oder Bürger, ist vorsichtig, mißtrauisch, sparsam, gefallsüchtig, sehr gesellig, aber wenig gastfreundlich, von rascher, klarer und scharfer Auffassung, eher spöttisch als begeisterungsfähig, beredt und redselig, ein guter Beobachter und Kenner der menschlichen Seele, viel überlegter als Fremde seiner flinken Zunge und reichlichen Gebärden wegen anzunehmen pflegen; gewöhnt an ein regelmäßiges Leben hängt er an seinen Gepflogenheiten, eher zur Einzelarbeit als zu gemeinschaftlichem Werk geschickt, imstande, wenn es sein muß, als Soldat seinen Mann zu stellen, doch ohne Freude am Krieg, alles in allem ganz anders als ihn der Fremde meist sich vorstellt“ (343). Ein ausgezeichnet scharfes und zutreffendes Bild!

Das friedliche Leben dieser Menschen, ihr wirtschaftliches Ringen, ihre kulturellen Anstrengungen nehmen bei Seignobos einen erfreulich breiten Raum ein. Auch die religiöse Entwicklung wird eingehend geschildert. Aber hier möchte man sagen: leider! Denn sie wird vollkommen verfehlt. Hier nicht zuletzt macht sich die geistige Voreingenommenheit des Verfassers geltend, der aus linksradikalem Denken kommt und mit einer Ahnungslosigkeit von den Dingen der Kirche, der Theologie und der geistlichen Wirklichkeit spricht, die nach Joseph Lecler etwas Lächerliches und Betrübendes zugleich an sich hat.

Man wird traurig, wenn man bedenkt, daß dieses seichte und entstellte Kirchenbild nun wieder in viele Leser eingehen wird, die das Buch in die Hand nehmen, um etwas über — französische Geschichte zu erfahren. Es hat wenig Zweck, auf Einzelheiten einzugehen. Bei Lecler findet man einiges genannt: „Es ist falsch zu sagen, das Dekret Gratians habe jemals in der Kirche amtliche Gel-

tung besessen. Es ist ein Anachronismus, mit der von Gregor IX. geschaffenen Inquisition ein Inquisitionsverfahren in Zusammenhang zu bringen, das viel älter ist als sie und nicht ausschließlich auf die Verfolgung der Irrlehre gerichtet war. Der Verfasser irrt schwer über das „Sic et non“ Abälards, über Wesen und Entstehen der Scholastik. Hätte er das Archiv der Pariser Universität aufgeschlagen, hätte er gefunden, daß man dort zu Beginn des 13. Jahrhunderts auch weltliche Wissenschaft, zum Beispiel weltliches Recht und Medizin lehrte.³ Die Stellung der Frau im Christentum wird völlig verzeichnet, ebenso die „Macht“ des Klerus usw. usw.

Was im Religiösen besonders kraß zutage tritt, ist eine Schwäche des ganzen Buches. Seine „Aufrichtigkeit“ ist im Grunde Flucht vor geistiger Entscheidung. Der Eindruck der Begegnung mit dem französischen Original wird durch die Übersetzung nicht abgeschwächt, sondern eher noch verstärkt. Was schon 1933 peinlich war, muß es heute noch mehr sein. Aufgewärmter Liberalismus wird das Abendland nicht retten. Und wird es ein Frankreich geben, wenn es kein Abendland mehr gibt?

II

Literatur. Von jeher war es den Franzosen gegeben, mit dem ihnen „eigentümlichen Talent des Ausdrucks“ (Ranke), was sie und was Europa geistig bewegte, im Wort zu gestalten. So treten gerade hier neben die geschichtlichen Zeugnisse die literarischen. „La douce France“⁴ zeigt Frankreich im Spiegel seiner Literatur. Vom Rolandslied (dem der Titel entlehnt ist) bis zu Valéry reicht die Spanne der Auslese. Alwin Müller hat bei der nicht leichten Aufgabe der Auslese eine glückliche Hand bewiesen. Die Übersetzung ist flüssig, und die Texte sind so abwechslungsreich gemischt, daß ein

Lesebuch entstanden ist, das immer wieder zum Aufschlagen und Lesen verlockt. Man verspürt etwas von dem Glanz und der Lebendigkeit des französischen Geistes, von seiner „nie erlahmenden Sehnsucht nach Begrenzung des Grenzenlosen, nach Unterscheidung im Chaos, nach Anmut in der Form“ (12). Ein klarer, wacher Geist spricht aus Text und Bildern und zugleich ein Warmes und Verwandtes, das auch uns Deutsche in der Überwölbung des Abendlandes von „La douce France“ sprechen läßt. Der Verlag gab dem Buch ein anmutiges Kleid, wenn auch die Bildwiedergaben nicht voll befriedigen. Man hätte eine literaturgeschichtliche Einführung gewünscht; sie wird aber in etwa durch die im Anhang gebotenen Notizen über die behandelten Schriftsteller ersetzt.

Walter Kiechler hat sich einen engeren Rahmen gezogen. „Verwandelt scheint die Welt“ nennt er ein Sammelbändchen aus acht Jahrhunderten französischer Lyrik. Dem Originaltext sind Nachdichtungen gegenübergestellt, denen die bekannte Problematik eines solchen Versuchs anhaftet. Sehr gute, gedrängte Einführungen begleiten die einzelnen Abschnitte.⁵

Daß man junge Dozenten von jenseits der Grenzen zu Vorträgen einlädt, ist eine gute, alte Gepflogenheit unserer Universitäten. Ihr Wert und Reiz liegt im Genuß der rein gesprochenen Fremdsprache und in der persönlichen Begegnung mit einem Vertreter der jungen Generation von drüben. Ob es aber glücklich ist, solche Versuche, in ein dürftiges Deutsch übertragen, in Buchform dem deutschen Leser vorzulegen, dürfte fraglich sein. So behält das von Emile Callot als Band IV der „Schriftenreihe der Universitas“ herausgegebene Essaibändchen einen Fremdgeschmack, der keine reine Freude aufkommen läßt.⁶ Das ist nicht „Liebe mit

³ Joseph Lecler in *Études*, T. 216 (20. VII. 33) 215 f.

⁴ Herausgegeben von Alwin Müller, eingeleitet von Friedrich Knapp. (400 S.) München, Franz Ehrenwirth. Geb. DM 20.—.

⁵ (157 S.) Freiburg 1948. Badischer Verlag. DM 6.—.

⁶ Frankreichs zeitgenössische Literatur. Herausgegeben unter der Leitung von Emile Callot. Stuttgart 1949. Verlag von Dr. Roland Schmie-

Delikatessen“, wie es auf Seite 21 dort heißt. Haben die Franzosen vergessen, wie „Kulturpropaganda“ zu wirken pflegt?

Emil Merker legt eine Studie über Flaubert vor.⁷ Es handelt sich im Wesentlichen um eine Analyse der Werke, mit einer Begeisterung geschrieben, die heute viele nicht mehr teilen können. Die Epoche bürgerlicher Skepsis und Ästhetik ist doch wohl vorbei. Kann uns Flaubert mehr sein als ein guter Psycholog und meisterhafter Stilist? Der Versuch, Flaubert und das Christentum als parallele Erscheinungen der Lebensverneinung darzustellen, scheitert nicht zuletzt daran, daß das Christentum (samt den als Zeugen aufgerufenen Confessiones Augustins) die Schöpfung keineswegs verneint, sie vielmehr im Schöpfer bejaht und in ihr die Verheißung unendlicher Lebensfülle sieht. „Mehr als einen ausgestopften Papagei rettet niemand aus seinem Leben; wohl dem, dem er zum Heiligen Geist wird!“ Mit dieser müden Weisheit möge Merker zu Claudel gehen!

André Gide findet in Helmut Uhlig einen Anwalt oder vielmehr einen glühenden Verehrer.⁸ Für ihn ist Gide der von Nietzsche geträumte Übermensch, der freie Geist, der alle geistige und

del. — Behandelt werden: Gide, Anouilh, Colette, Claudel, Baudelaire.

⁷ Flaubert. (113 S.) Urach im Port Verlag. DM 4,50.

⁸ André Gide oder die Abenteuer des Geistes. (115 S.) Berlin, Chronos Verlag.

moralische Bindung abstreift und mit einer nie gestillten Neugier nacheinander „die Abenteuer des Geistes“ besteht. Uhlig wird uns als „junger Schriftsteller“ vorgestellt, und wir meinen ohne Ironie, daß Jugend am ehesten den Überschwang dieser Reflexionen erklärt, deren „rhythmisches Vorspiel“ in ihrem unkontrollierten Worttausch für jeden Stilkritiker ein herrliches Schlachtfeld abgäbe. Wie dann schichtenweise Werk für Werk gedeutet und ein geistiges Abenteuer nach dem andern geschildert wird, das bleibt zwar überschwinglich genug und oft reichlich abstrakt, aber es ist weit besser, als das „Vorspiel“ vermuten ließ. Es muß wohl auch der Jugend zugute gehalten werden, wie selbstverständlich und unbezogen für Uhlig jedes Denken, das im Gegensatz zum ungebundenen Denken Gides steht, eng, starr und verlogen ist, nur weil es Ehrfurcht hat vor einem Gesetz, das über dem Menschen steht, ja das ihm eingeschrieben ist. Hier wird der Bekämpfer eines jeden Dogmatismus auf einmal sehr starr und dogmatisch und schwört einfach auf die Worte seines Lehrers. Wie taub und zweideutig die Frucht ist, die Gide den Menschen reicht, brauchen wir unsern Lesern nicht zu sagen; aufschlußreich ist solch eine Studie als Echo einer jungen Generation, die aus dem Kriege kommt und bis in die Wurzeln heidnisch ist. Wie soll sie sich gegen den großen Führer der europäischen Jugend wehren?

Franz Hillig S. J.

Besprechungen

Grundfragen medizinischer Anthropologie. Von Viktor v. Weizsäcker. (34 S.) Tübingen 1948, Furcht-Verlag. Kart. DM 1.20.

In ernster und kritischer Weise werden in dieser Schrift Probleme besprochen, die den Arzt heute besonders bewegen. Die Krankheit wird als gesamt menschliche Erscheinung gesehen. Auch Krankheiten, die bislang nur in ihren rein körperlichen Vorgängen und Veränderungen beschrieben und

verstanden wurden, nimmt der Verfasser als seelischen Ausdruck. Nach dieser Auffassung, die sich auf viele praktische Erfahrungen und Untersuchungen auch aus dem neuen Erdteil stützen kann, ist jede Krankheit psychisch überlagert. Daß gerade dieser Mensch diese Krankheit hat, ist in seiner gesamt menschlichen, geistig-seelisch-leiblichen Eigenart begründet. Übrigens ging die volkstümliche Erklärung mancher Krankheit